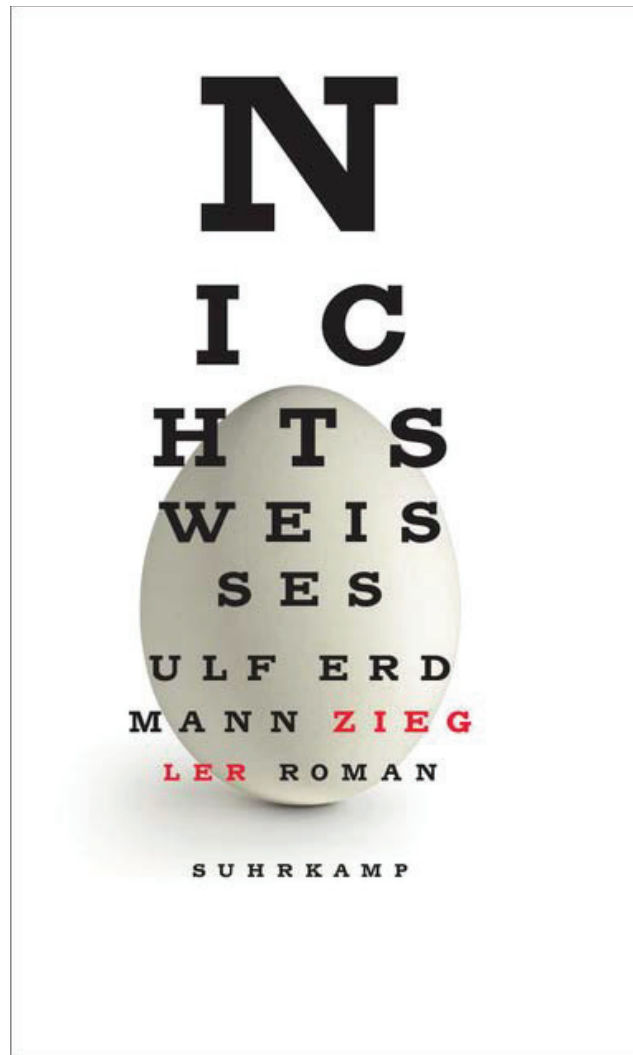


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Ziegler, Ulf Erdmann  
**Nichts Weißes**  
Roman

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42326-4

Ulf Erdmann Ziegler  
Nichts Weißes

*Roman*

Suhrkamp

Erste Auflage 2012

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch  
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fo-  
tografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche  
Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwen-  
dung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder  
verbreitet werden.

Druck: C.H. Beck, Nördlingen

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-42326-4

# **Nichts Weißes**

## Kleiner Schrei

Sie schläft, und sie träumt, dass sie schläft. Sie muss nichts tun, und sie kann nichts tun. Es ist nicht auszumachen, ob sie gefesselt ist oder ob sie schwebt. Und wer da singt, welcher Chor da singt, den immergleichen Akkord ohne Pausen. Die Zeit steht still, das Schicksal hebt die Schultern und lässt sie wieder sinken. Alle Welt flüstert.

Ihr Gesicht ist schmal, aber nicht klein, man ahnt die Knochen. Die Schläfen haben einen hellen Schimmer. Ihre Nase zeigt spitz in den Himmel der Kabine. Aus dem Gedächtnis gezeichnet, würde man ihr einen schmalen Mund andichten. In der Tat hat sie helle, rotblaue Lippen von feiner Gestalt, konturiert von einem scharfen Zug, links mehr als rechts, obwohl rechts verdeckt ist durch das Kissen. Man sieht ihr die Anstrengung an, wenn man weiß, dass sie erst fünfundzwanzig ist. Wenn wir könnten, würden wir sie berühren.

Berühren, durchaus. So wie der Junge im Sitz neben ihr, der seinen Arm nach ihr ausstreckt, die Hand schon ihre Wange nachformend, dann zögert. Er streichelt sie nicht. Er lässt sich zurückplumpsen in den Sitz und schaut sich um. In seinen braunen Augen spiegelt sich die Welt, zweimal. Er wacht über sie, die schläft.

Es ist November, der Tag in die Länge gezogen, die Fensterluken weiß überblendet, kaum merklich der Eintritt in den nordamerikanischen Kontinent.

Sie verlassen das Leben, das sie kennen, und beginnen ein anderes. Davon träumt die junge Frau nicht. Sie träumt, dass sie schläft. In der einen Hälfte ihres Kopfes ist alles aufbewahrt, was sie gewollt hat, in der anderen das, was jenseits ihrer Vorstellung liegt. Die Schatten ziehen von hier nach

dort. Sie, die träumt, weiß genau, was es war, das sie gewollt hat. Aber es verdunkelt sich. Bald wird man es nicht mehr erkennen können.

Der Junge betrachtet jeden, der sie anschaut. Jeder, der sie anschaut, hat die Augen des Jungen auf sich. Der Mann ganz rechts in der mittleren Sitzreihe, der seit Roissy die Akte liest. Die Frau mit dem roten Punkt auf der Stirn. Die Stewardess, die sich vielleicht Sorgen macht. Der Fette mit den roten Hosenträgern und den buschigen Augenbrauen, der jede Stunde zweimal vorbeikommt, mit einem Glas in der Hand auf dem Rückweg.

Jeder sieht, was sie nicht ist. Sie ist keine Diva, da kann man sicher sein, kein Mädchen, nicht mehr oder nie gewesen. Schwerer fällt es zu raten, wer sie sei. Sie ist Mutter, aber das weiß man nur, weil der Junge auf sie aufpasst. Sie ist doppelt abwesend, während sie träumt, dass sie träumt. Man weiß nicht, warum man zu ihr hinschauen muss. Aber man tut es.

Suchte man später nach Zeugen, würde sich ein Dutzend finden lassen. Da käme einer, der würde sagen, es habe in der mittleren, der fensterlosen Reihe eine Frau gesessen, eine Frau mit Haaren wie Gräser, die Augen eher hell mit grünen oder taubenblauen Spuren, was man gegen Morgen habe sehen können, als das Frühstück gebracht wurde. Eine, die sich nicht schminkt während so einer Reise, vielleicht nie. Weil es darauf nicht ankommt. Umso mehr habe man sie im Vorübergehen anschauen müssen, ja, er sei versucht gewesen, ihre Worte abzulauschen, Flämisch, würde der Anwalt aus Philadelphia sagen, oder Deutsch, wobei der Junge nicht unbedingt dieselbe Sprache gesprochen habe wie seine Mutter. Sie sei der Typ von Frau gewesen – obwohl »Typ« auch nicht ganz passe –, würde der Whiskytrinker sagen, den man zu kennen meint. Vielleicht aus einem Film oder von Bildern oder aus einem Cartoon, in dieser Weise. Man habe, wenn man sie

ansah, sich zu erinnern versucht, für welche Geschichte sie stehe. Eine Geschichte, die man zwar kenne, aber durchaus noch einmal würde hören wollen. Überhaupt hätte man gern mit ihr gesprochen, etwas von ihr bekommen, einen Blick, zum Beispiel, oder ihr etwas gegeben, für das sie sich bedankt hätte, und wäre es im Namen des Jungen gewesen, Antoine, so rief sie ihn, als er sich auf dem Gang entfernte. Und war einer, der so hieß, nicht immer ein Held der Luftfahrt? Der Flug jedenfalls, von CDG nach JFK, verlief ohne jede Störung. Eine Boeing, die vom Himmel fällt: Eine solche Geschichte war Marleens nicht.

Einmal, würde die Frau mit dem roten Punkt sagen, die über Nova Scotia langsam im Gang auf und ab ging, habe die Mutter des Jungen einen kleinen Schrei von sich gegeben, einen kurzen, hellen und nicht sehr lauten Schrei, woraufhin der Junge nach ihr gegriffen habe. Vielleicht hatte sie schlecht geträumt. Sie, die Zeugin, aber glaube, dass die junge Frau vor dem erschrocken sei, was man beim Erwachen schaut. Dass sie erschrak vor der Wirklichkeit.

Sie habe sich diese Freaklady, der Ausdruck sei nicht negativ gemeint, sehr genau angesehen, und sie frage sich – aber das gelte für Europäer im Allgemeinen –, ob diese sich zu viel vorgenommen hatte. Statt dem Schicksal zu vertrauen. Diese Frau sei nicht vom Schicksal, sondern vom Willen gezeichnet gewesen.

Kurz vor der Landung darf man so tun, als habe man sich soeben erst bemerkt. Der Rechtsanwalt klappt seine Akte zu und fragt in Richtung der jungen Frau:

»Ihr erstes Mal in den Vereinigten Staaten?«

»Nein.«

»Urlaub?«

»Nein.«

»Business?«

»Ja.«

Der Mann stellt keine weiteren Fragen. Die Stewardess kommt vorbei und bittet ihn, den Aktenordner unter dem Vordersitz zu verstauen. Während er in den Gurt gedrückt wird, schließt er die Augen. Die Mutter presst derweil eine Hand auf die Brust des Jungen, der sie dabei verwundert ansieht. Das Flugzeug rollt noch lange weiter und ändert dabei mehrmals die Fahrtrichtung, bevor es zum Stehen kommt und ein Gong das Ende der Reise verkündet. Der Anwalt ruft: »Viel Glück!«

Die junge Frau nickt, ohne zu lächeln, und Antoine sieht ihm nach mit offenem Mund, wie er unter den Passagieren, die mit gestreckten Armen nach dem Gepäck greifen, einer von vielen wird.



## Bleisatz

Dies ist der Moment, in dem aus den aufgeschwungenen Türen der Waggons Menschen heraussteigen, einige wenige, denkt man zuerst, schon Sekunden später mehr, als man zählen kann, gefolgt von dem Gefühl, dass die erwartete Person nicht dabei sei, man würde sie spüren. Auf dem Bahnsteig steht man immer falsch, vorn oder hinten, weil der Zug so lang ist, dass er die Leute am anderen Ende zu schattenhaften Winzlingen macht, und falsch in der Mitte, weil man sich hin- und herwenden muss; schon ist die Ankommende auf der Treppe verschwunden. Menschen reichen sich die Hände, höfliche und stürmische Umarmungen rechts und links. Der Bahnsteig lichtet sich. Dann, genau dort, wo Marleen wie angewurzelt steht, steigt die Schwester als Letzte aus dem Zug, ein Hauch von Madonna, und darunter ihre leichte, aber unlenkbare Mädchenhaftigkeit, Aquarellspuren von Traurigkeit in den Augen, das bemerkt Marleen sehr wohl, als die Blicke der Schwestern sich begegnen. Sie umarmen sich, als hätten sie sich Monate nicht gesehen.

Zwei Wochen zuvor, die beiden Schwestern noch zu Haus, Neuss, Pomona 133: Marleen geht auf die steinerne Treppe mit dem weißen Metallgeländer und der schwarzen Kunststoffreiling zu, als das Telefon klingelt. Cristina nimmt ab, Marleen ist schon halb oben, als die Schwester ruft, »Ein Herr Wolbe für dich.« Marleen nimmt den Hörer von der Schwester durch das Metallgeländer entgegen und setzt sich auf die Treppe, die der Düsseldorfer Architekt absichtlich breit gezogen hat. Getönt hat er damals, »Kommste op emol rop un runger«.

»Hier ist Marleen Schuller.«

Wem, wenn man Großes vorhat, schüttet man sein Herz

aus? Nicht einmal ihrer eigenen Mutter würde Marleen gestehen, dass sie sich berufen fühlt, eine Schrift zu entwerfen, die alle Vorzüge aller existierenden Schriften hat und alle Nachteile Buchstabe für Buchstabe überwindet. Wenn es gelänge, würde die *Futura* im Vergleich aussehen wie Lego, die *Helvetica* wie Angst, die *Garamond* wie geschnitzt. Eine Schrift ohne Stil soll es sein, eine Schrift, die man gar nicht bemerkt. So etwas wie die neue, weiße Ware im Supermarkt, da steht »Zucker« drauf oder »Salz«, kein Bild, nichts. Es ist auch nicht so, als hätte Marleen etwas darüber in ihr Tagebuch geschrieben, sie führt gar keins, oder unvorsichtig erwähnt in einem Brief an die Großmutter in Gruiton, das würde ihr nicht passieren. Sie ahnt, dass ihr Plan Hohn auf sich ziehen könnte, je mehr, desto weniger einer von der Sache versteht. Deshalb hat sie sich in Kassel eingeschrieben und bei Volpe um ein Praktikum beworben. Der druckt noch Bücher wie früher, der Einzige in der Republik. Sieht ein bisschen altmodisch aus das Zeug, aber macht ja nichts.

»Volpe. Ich habe Ihren Brief bekommen. Ich sage Ihnen gleich, dass ich nicht weiß, wie wir Sie einsetzen können. Aber es gibt genug zu tun. Fünfzehnhundert Mark für acht Wochen ist Maximum.«

»Das geht schon, Herr Volpe. Nur ... die Praktikumsbescheinigung ist wichtig.«

»Im Bleisatz mit Goldschnitt, wenn es sein muss. Rufen Sie mich an, wenn Sie da sind.«

Marleen sitzt auf der Treppe, es ist Juni. Sie strahlt. Sie leuchtet. Der Hörer schaukelt an der Spiralkordel, die sie mit links gedankenverloren hält. So einfach ist das, von zu Hause wegzukommen. Tut – tut – tut. Dass Cristina am Wandtelefon stehengeblieben ist, merkt sie erst, als die Schwester durch das Geländer greift, um den Hörer zurückzulegen.

Noch am selben Abend packte Marleen den dunkelblauen

Kunstlederkoffer, den ihr Vater bei seiner Reise nach Indien zehn Jahre zuvor zurückgelassen hatte, und nahm in der Frühe die S-Bahn nach Köln. Sie musste sich zwingen, dem Dom beim Abschied nicht zuzuwinken. Das Abteifenster, querformatig, doch leicht gerundet, das obere Drittel heruntergelassen, schloss Marleen bei flotterer Fahrt. Linksrheinisch ging es bis Mainz, durch die Agglomeration bis in die Eisenhalle des Frankfurter Hauptbahnhofs, Portal zur Welt mit Junkies, und dort sah sie im Schaufenster der Bahnhofsbuchhandlung *1984* liegen. Nur, weil man das Jahr 1984 zählte, deshalb. Im Eurocity nach Nürnberg las sie die ersten zwei Kapitel und ein drittes beim Warten auf dem Bahnsteig. Menschen mit dicken Gesichtern und schwerer Zunge im Zug nach Treuchtlingen, der pünktlich war, das war damals üblich, ratternd wie eine Fabrik, aber pünktlich. Auf dem letzten Teilstück Richtung Nördlingen wurde die Zeit eine andere. Nicht, dass man die Uhr umstellen musste, nur seinen Sinn für die Landschaft.

Ulrich Steidle nahm »das Fräulein Schuller« in Empfang und zeigte diesem sogleich »das Haus«, eine labyrinthische Manufaktur, eingefasst in schweres Mauerwerk. Da saßen wirklich die Setzer an Maschinen, neben sich einen Behälter mit flüssigem Blei. Da klapperte die Heidelberger Druckmaschine und spuckte Rohbögen aus, sechzehn Buchseiten in kurioser Anordnung auf einem Blatt wie ein Mosaik. Marleen hatte sich den Betrieb größer vorgestellt, dabei beschaulicher, Brunnen und Pferd im Hof, so ungefähr. Dies war eher die schematische Darstellung einer Druckerei aus dem *Handbuch für Papier, Schrift und Druck* bei der Großmutter Fleck in Gruitzen, übertragen in die Wirklichkeit: die schnellste Art, mit herkömmlichen Mitteln zum Buch zu kommen. Der Drucker fragte sie, ob sie einen Rohbogen »mit nach Hause« nehmen wolle. Erst jetzt dachte sie an ihr Gepäck. Das lag im-

mer noch auf dem groben Fliesenboden, wo sie es hingeworfen hatte (auch die Schultasche mit fünfhundert Mark von Mama drin), die Holztür zur Straße stand offen, Abendlicht fiel herein. Steidle und sie staunten gleichzeitig, wie es sie fortgetragen hatte – reine Begeisterung. Er zeigte ihr die billigste Herberge, aber untersagte sich eine Einladung zum Essen. Als Marleen später einen Gasthof betrat, scheu, ihre Nase in den Raum zeigend wie ein Keil, hockte er allein an einem Tisch. Ohne zu fragen, setzte sie sich zu ihm.

Drei Tage haben sie Angst, die Berufsanfänger, dann kommt der Übermut. Bei Marleen war es nicht anders. Sie winkte den Lastwagen in die Einfahrt, der zehn Paletten frischer Druckbögen abholen sollte, um sie zum Buchbinder zu bringen. Dazu kam die flach bepackte Palette mit den Banderolen. Der Fahrer sprang aus dem Führerhaus – »Heilandsack!« –, baute sich vor ihr auf und erläuterte in tiefstem gurgelnden Schwäbisch: dass es nur drei Zeichen gebe. Arm nach rechts raus heißt nach rechts. Arm nach links raus heißt nach links. Beide hoch heißt Halt. Nicht rumhampeln dabei, und nur ein Zeichen zur Zeit. Am Ende stand der Lastwagen gerade und ließ die Stahlwand, die den Laderaum von hinten schloss, auf die Rampe sinken. Marleen griff nach einer Palette, die auf den Gabeln des Staplers bedrohlich schwankte: Grob fasste der Fahrer ihre Hand und riss sie zurück, während der Mann im Gabelstapler einen weiteren ihr unbekanntem Fluch ausstieß. Erste Regel: Nie dich selbst gefährden!

Im Büro bekam sie dreihundert Mark Vorschuss. Den Rest des Tages sah sie den Setzern zu, Männern in Schürzen an Maschinen, die im 19. Jahrhundert erfunden worden waren, und so sahen die Dinger auch aus. Ein Klingeln, Scheppern und Wummern begleitete die Arbeit, die darin bestand, Textzeilen aus Blei herzustellen, die wie silberne Würmer ins Satzschiff schlüpfen. Das hätte sie nicht gewusst, gestand sie Steidle.

Sie hätte gedacht, die Buchstaben würden einzeln aus dem Setzkasten genommen und kombiniert.

»Werden sie auch, für die Titelei zum Beispiel. Aber für den eigentlichen Text wäre das viel zu langsam.«

»Stimmt.«

Am Abend isst sie Wurst und Brot auf dem Zimmer und sieht dabei auf die Gasse runter. Bei Dämmerung verlässt sie die Pension, geht bis zur Stadtmauer, sucht den Aufstieg und sieht sich fünf Jahrhunderte von oben an, jenseits der Mauer eine neuere Vorstadt, die auf die Kreisform der frühen Bebauung nicht mehr Bezug nimmt. Marleen macht ein Drittel der Runde und steigt am Turm in die Altstadt herab, Funzeln hinter Sprossenfenstern. Die kleinen Betriebe und Läden sind geschlossen, die Straßenlaternen werfen müde Kegel auf rissige Gassen. Aber es gibt da noch ein unwirkliches, kaltes Licht, das sie anzieht; dem versucht sie näher zu kommen. In einer Quergasse sind die Fassaden beleuchtet, als würde ein Film gedreht. Als sie dort einbiegt, liegt rechter Hand eine alttümliche, vollverglaste Fabrikhalle, in der riesige, blitzende Druckmaschinen stehen. Die Bögen werden vom Stapel gesaugt, eingefädelt, eingezogen, rasen durch die Walze, werden ausgespuckt, abgestoppt, eingefädelt ... Vier Maschinen hintereinander, am Ende der Stapel. Es geht schnell – zischend, klickend, fauchend. Man kann mit den Augen kaum folgen. Es ist auch niemand mehr in der Halle. Die Einzige, die zuschaut, ist Marleen Schuller aus Neuss. Sie steht im grellen Schein und regt sich nicht. Wir sind froh, sie so zu sehen. Sie sieht glücklich aus.

Es ist Sommer, aber lieblicher als am Rhein. Man riecht, wie die Früchte reifen. Die Wolken lösen sich zu breiten Bändern, die später Schlaufen bilden, ein halbtransparenter Stillstand. Der Sonnenuntergang kommt etwas schneller als zu Haus, trotzdem bleibt es länger warm. Die Leute machen ein

Spiel draus, wenn man fragt, wie die Landschaft heiÙe. Es ist nicht Franken und auch nicht Schwaben, sagen sie.

»Sie sind aber aus Schwaben, oder?«, fragt Marleen. (Schon macht sie das »oder« nach.)

»Noo gor net«, antwortet Steidle.

Er ist Hohenloher. Hohenloher sind keine Schwaben. Sie sind so anders, so besonders, dass man fast meinen könnte, sie wären das Gegenteil von Schwaben, ja noch nicht einmal wirklich zu vergleichen, Welten wie Tiefdruck und Offsetdruck. Trotzdem sagen sie jetzt »du«.

Uli Steidle ist von Hohenlohe nach Ravensburg, wollte Illustration lernen, hat viel Zeit vertan damit, um schließlich herauszufinden, dass sein Geschick im Allgemeinen liegt. Er hat Überblick: Entwurf, Papierwahl, Satz, Litho, Druck, Logistik. Er konnte das nicht beweisen, als er seinerzeit mit einer dürftigen Mappe bei Tankred Volpe im Büro stand. Volpe hat es ihm angesehen. Steidle: ein Mann, der immer aussehen wird wie ein Junge, groß, schmal, bleich, blond, kurzgeschnitten. Die Augen scheinen härter in der Verkleinerung der randlosen Brillengläser. In dreieinhalb Jahren ist er aufgestiegen vom Layout-Assi zum Herstellungsleiter. Er ist erst dreißig. Er fragt nicht, was in den Büchern steht. Er macht sie. Gäbe es ihn nicht, gäbe es die *Eigene Bibliothek* nicht; nicht so, wie sie im Buchhandel erscheint und an Abonnenten versandt wird: vollendet, vornehm, pünktlich. Sie bringt auch Geld. Volpe ist mit seinem Rover unterwegs. Er passt auf, dass in den Büchern etwas drinsteht, das zu lesen lohnt. Nebenbei fährt er Reklame für den Retrolook seines Programms. Zeitungsredakteure schwärmen dafür.

Hermann, der Setzer (einer von fünf), taut am Ende der Woche auf, aber er hat auch ein Anliegen.

»Fräulein Schuller«, sagt er. Sie grinst. Er zögert.

»Hewwet Se a guade Underkunft g'funde?«

Er tut sich wirklich schwer. Seine Schwester habe in der Vorstadt eine Einliegerwohnung, klein aber fein. Sie sei im Moment »net dahom«, habe »g'sundheitlich Probleme, gell?«, und Marleen könne, wenn sie wolle, die Wohnung haben. Zum halben Preis.

Marleen grinst nicht mehr. Sie fragt sich, wie man es höflich zum Ausdruck bringt, dass sie aus der Krankheit einer anderen keinen Vorteil ziehen möchte. Sie druckst herum. Da wird Hermann deutlicher.

»Mei Schweschder, gell, die krebst halt sou am Minimum rum. S'is scho schwierig, so a Wohnung z'halde, wenn mr net schaffe kou.« Jetzt versteht Marleen. Sie zahlt die Hälfte der Miete und hilft so der Kranken, ihre Heimstatt nicht zu verlieren. Am selben Abend zieht sie ein. Sie stellt sich den Eigentümern vor, die obendrüber wohnen. Sie hält die Kuckucksuhr an. Sie saugt den Teppichboden. Telefon ist vorhanden, aber abgemeldet. Sie zieht den Vorhang auf. Die Fensterfront öffnet sich auf eine versenkte Terrasse, der getrimmte Rasen auf Augenhöhe darüber. Sie bekommt auch das Fahrrad von Hermanns Schwester, acht Minuten sind es damit bis zu Volpe. Ihr stehen die Haare zu Berge, wenn sie durch das Stadttor radelt, in die Gutenberg'sche Zeit.

Vergeblich hatte sie gehofft, einige Bände aus der *Eigenen Bibliothek* geschenkt zu bekommen; in Hermanns Schwesters Wohnung fand sich nur Schund. So blieb sie bei 1984, das ihr gefiel, weil sie darin Poona wiederzuerkennen meinte, nur dass Poona die Leute mit Liebe geködert hatte, während die Liebe in Ozeanien ausgelöscht werden sollte. Marleen las, wie Winston Smith das Hurenviertel aufsucht, das letzte Refugium der Triebe, und auf dem Rückweg das Antiquariat Charingtons wiederfindet. Diese Seiten las sie mehrfach und ließ dann den Roman liegen, aufgeklappt, die Schrift nach unten. Die Kuckucksuhr setzte sie wieder in Gang.



Weil Mädchen immer sorgfältig seien und in der Schule so schön aufpassten, könne man sie zum eiligen Korrekturlesen heranziehen, glaubte Steidle. Kapitel vierzehn und fünfzehn der laufenden Produktion waren zu spät fertig geworden, um sie zur Korrektorin zu schicken. Das widerfuhr Marleen am fünften Tag: Sie brauchte eine Stunde für die elf Seiten des vierzehnten Kapitels und stellte dann fest, dass unter der umständlichen ausgeführten Kapitelnummer XV eine Lücke klaffte, wie sie sich ausdrückte, also nur sieben Textzeilen standen statt acht. Steidle behauptete, die Illustration der XV sei der Zeichnerin so viel leichter geraten als die anderen Zahlen, also habe man absichtlich einen größeren Abstand zum Text gewählt; aber das sagte er nur, um seine Verwunderung über Marleens schneckenhafte Lesegeschwindigkeit zu kaschieren. Verärgerung hätte es auch sein können, das ging aber nicht, weil er das Mädchen inzwischen doch sehr gern hatte. Er gurgelte ihren Namen auf der ersten Silbe und ließ die zweite fallen. Es klang wie »Marle«.

Zur Strafe, auch wenn es nicht so ausgedrückt wurde, musste sie die elf Seiten des vierzehnten und die neun Seiten des fünfzehnten Kapitels zur Korrektorin nach München faxen, deren Gerät nicht alles nahm, was man schickte, so dass die nagelneue Panasonic in Nördlingen immer wieder auf »Wahlpause« schaltete; jeweils nach dem dritten Versuch gab sie auf. Die telefonische Nachfrage, was angekommen sei, war nur möglich, wenn das Münchner Faksimilegerät stillstand, weil die Korrektorin aus Sparsamkeit nur eine Telefonleitung unterhielt. So dauerte allein die Übermittlung der zwanzig Seiten anderthalb Stunden, und »Marle« musste am Abend länger bleiben, um den Rücklauf der Korrekturen abzuwarten. Steidle gab ihr ein Exemplar der jüngsten Neuerscheinung und fragte sie, wieder gefasst, ob sie darin auch typografische Fehler finden würde. Mit einer Detailreparatur



an einer Setzmaschine beschäftigt, konnte er ihr über die Länge des Raums aus dem Augenwinkel zusehen, wie sie in den *Viktorianischen Ausschweifungen* blätterte. Sie fand durchaus Unregelmäßigkeiten, nur drei auf vierhundert Seiten, aber schwer zu widerlegen, so dass Steidle im Stillen beschloss, ihr die Kontrolle des Umbruchs anzuvertrauen, solange sie blieb. Offenbar hatte die Lupen in den Augen. Zum späten Feierabend durfte Marleen das Buch mit nach Hause nehmen. Die Kuckucksuhr schlug neun, als sie in ihr semi-subterranes Schlafzimmer trat, der Rasen wie grünes Leuchten am Horizont. Eine Postkarte von Cristina: »Hey Marleen, was macht die Bleivergiftung? Komme nächste Woche Dich retten, Dein Schwesterherz«.

Die unverbrüchliche Schwesternschaft ging zurück auf den Oktober 1974, als Papa Schuller orangeberockt aus Indien vermeldet hatte, er müsse in der Entspannung sein Glück suchen. Kaum war er weg, bezog Johanna, die älteste der Schwestern, das Arbeitszimmer des Vaters. Drei Tage war ein Loch dort, wo Johannas Bett gestanden hatte, und als Cristina einzog, stellte sie ihres andersherum auf. Während Johanna und Marleen von Kopf zu Kopf gesprochen hatten, sprach Cristina zum Fußende von Marleens Bett, und Marleen freute sich, wenn sich jenseits der Bettdecke Cristinas Füße zeigten, geschmeidig und fest wie Handschmeichler, mal weiß und dann wieder bräunlich getönt, die Zehen wie die Köpfe einer Familie im Kasperletheater. Manchmal, um sich in den Schlaf zu wiegen, stellte Marleen sich vor, sie wären unterwegs auf einem langsam sich drehenden Karussell, die Gondeln in leichter Schräglage schwebend, und der Gedanke, wie dabei ihre Positionen wechselten, mal Cristina dort und dann sie selbst, beruhigte sie in einer Weise, dass sie Papa vergaß und dann hinüberglitt in die Traumlandschaft.

Johanna verkörperte, was Marleen erst werden sollte. Blick-

te Marleen zurück, konnte sie an Cristina sehen, was ihr selbst geschehen war. Cristina hatte schon damals diese florentinischen Augen, feingepinselt, dunkel, aber ihre Haut war hell und verzeichnete jedes Haar, blondschimmernd zunächst und von einem Tag auf den anderen wie in Tinte getaucht, Unkraut, Farn und dann die Undurchdringlichkeit des Schamwalds. Sie hatte die Schwerelosigkeit von Aktmodellen, die nicht zögern, splitternackt am Jasmintee zu nippen.

Und so, wie im Traumkarussell Marleen sich drehte und Cristinas Platz einnahm, begann sie Cristinas Erscheinung, ihre evolutionäre Schönheit mit sich zu tragen wie einen zweiten Körper. Das schaute sie sich von der jüngeren Schwester ab: ein Lächeln mit einem Runzeln der Stirn. Wie man die Schultern spannte, also die Brüste nicht versteckte. Wie man nicht mit den Armen fuchtelte, wenn jemand guckte. So lernte sie, die Signale der Jungen zurückzuschicken, schon nicht mehr ganz Marleen, Marlina oder Cristleen, das Lechzen von Franz-Josef und von Wölfi leichter zu ertragen mit diesem nusschalenartigen Gleichmut.

Nicht die Ungeduld der Jungen als solche hatte ihr missfallen – die schwitzenden Handflächen und Erektionen beim Küssen, das gehörte wohl dazu –, sondern wie sie ihre eigene Angst verbargen. Sie wollten Mädchen betören, lähmen, knacken, »es« mitnehmen wie Diebesgut. Sie war froh, dass die Schulzeit vorbei war, das Gezischel am Vormittag und das Gefummel am Nachmittag.

Hermanns Schwesters Wohnung: Cristina hat ihren Baumwollschlafsack mitgebracht – beige-braune Karos blassrot eingefasst –, und legt ihn falsch herum aufs Bett. So kann Marleen, während sie *1984* liest, Cristinas Füße sehen, aus der Nähe sogar. Cristina derweil hat, wenn sie von ihrem Buch aufschaut, die Aussicht auf den Rasen, nicht viel mehr als eine flauschiggrüne Linie, auf der allerdings jetzt ein halber

Mann mit einem Gartenschlauch unterwegs ist, der mittels einer kreisrunden Düse einen feinen Regen erzeugt. Die *Viktorianischen Ausschweifungen* bringen Cristina zum Kichern; Marleen macht »Mmh?«, aber bekommt keine Antwort.

Später, am Holztisch in der großen Wirtschaft mit ihrem Geruch von Geschnetztem, Bier und Tabakrauch zögert Steidle, sich zu den Neusserinnen zu setzen, zumal er, das ist noch nie vorgekommen, Hermann im Schlepptau hat. Aber dann sind sie doch ein gutes Quartett, auch wenn die Mädchen viel zu jung sind, zu jung für den nahenden Krebsstod von Hermanns Schwester, ein dunkles, beschwiegenes Thema, die Tischbeleuchtung vier rauchfarbene Ufos unter einem schmiedeeisernen Kreuz.

So ein Tisch will bestellt sein. Da werden steinschwere Teller aufgetragen, Gläser mit schweren Böden, zinkklimperndes Besteck und in der Mitte, schattenlos, steht eine Flasche Hauswein ohne Etikett, der natürlich der Neuen die Frage in den Sinn kommen lässt, wo man sich befindet, und es stellt sich wieder einmal heraus, dass es keiner oder jeder besser weiß. Glücklicherweise macht Cristina wie zuvor ihre Schwester den Fehler, Steidle zu fragen, ob er Schwabe sei, was einige Ausführungen möglich macht zum besonderen und unverwechselbaren Charakter der Hohenloher. Die Hohenloher werden verglichen mit den Schwaben, die Schwaben mit den Oberschwaben, die Oberschwaben mit den Alemannen, die Alemannen mit den Badenern, die man auch gern Badenser nennt, weil sie, die Badenser, das nicht leiden können, abgesehen von den schier unendlichen Möglichkeiten, all diese Landschaften und ihre eingeborenen Dickschädel abzusetzen gegen den planen Norden mit seinen »Fischköppen«, was Marleen und Cristina nur durchgehen lassen, weil es sie nichts angeht. Es stellt sich heraus, dass die Schwätzer am Holztisch, die so gern »wissad'r« und »waasch«

sagen, sehr viel eben auch nicht wissen; der Unterschied von Rheinland und Ruhrgebiet ist ihnen nicht bekannt, und mit dem Niederrhein wissen sie gar nichts anzufangen. Sie hören auch nicht zu, wenn Cristina es erklärt, sie starren ihr stattdessen in die Augen und auf den Mund und auf den Busen, was sie aber locker wegsteckt.

Nach dem Essen hampeln die Mädchen zu zweit auf dem Fahrrad von Hermanns Schwester durch die Altstadt. Marleen fährt einen Umweg, so dass sie vor der gewaltigen Fensterfront haltmachen können, hinter der grell erleuchtet die riesige vierphasige Druckmaschine nun, am Sonnabend gegen Mitternacht, stillsteht.

»Und da arbeitest du.«

»Nein, das ist die Beck'sche Druckerei.«

Von der Seite sieht Cristina ihre Schwester an, die nicht zurückblickt. Das hatte sie schon immer, dieses Gaffen und nichts sagen wollen.

Später geht es mit Hallo durchs Stadttor, der Hinterreifen könnte mehr Luft haben, Cristina wird das Profil des Kopfsteinpflasters auf den Po gestempelt. Sie rufen einander lustige Dinge zu über die schwäbischen Männer, wie sie sie nennen, aus Gemeinheit, denn dieser Hermann will unbedingt Franke sein, und der Steidle ...

»Den sollten wir mal vernaschen!«, ruft Cristina.

Es schaudert Marleen, sie guckt vorsichtshalber geradeaus.

»Wie meinst du, wir?«

»Das ist doch der Traum der Männer, zwei auf einmal.«

»Glaubst du?«

»Das weiß doch jeder!« Gegacker. »Jede!«

Dann, Cristina hat sich ein altertümliches weißes Nachthemd mitgebracht, liegen sie wieder in der verkehrten Weise auf dem großen Bett und lesen in ihren Büchern. Bevor die Lichter gelöscht werden, erzählt Marleen von Winstons

Abenteuern im alten London, seinem Versuch, Zeugnisse der Vergangenheit, seiner eigenen Erinnerung aufzutreiben:

»Und das Antiquariat ist im gleichen Viertel wie die Puffs. Erst geht er zu einer Hure, dann ins Antiquariat.«

Cristina blättert in den *Ausschweifungen*. »Für diesen Walter ist London damals schon eine vergangene Welt. Er sagt, die Freudenhäuser wären längst geschlossen gewesen oder abgerissen.«

Marleen: »Was ist das Älteste, was du kennst?«

Cristina: »Die Pyramiden, oder?«

Marleen: »Nee, was du selbst gesehen hast.«

Cristina: »Diese unterirdischen Mauern, die in Köln freigelegt wurden, als ich in der ersten oder zweiten Klasse war. Und was ist das Älteste für dich?«

Marleen: »Kannst du dich erinnern an ein Bild im Fotoalbum?«

Cristina: »Welches denn?«

Marleen: »Wir alle fünf vor dem Reihenhaus, Nummer hundertdrei. Oder hundertfünf. So richtig aufgestellt. Links noch so grade im Bild der Lancia.«

Cristina: »Der Alfa.«

Marleen: »Dann kannst du dich erinnern?«

Cristina: »Ich weiß, dass wir einen Alfa hatten, keinen Lancia.«

Marleen: »Ist doch egal. Kannst du dich erinnern?«

Cristina: »In Schwarz-Weiß?«

Marleen, enttäuscht: »Ach was, in Farbe.«

Cristina: »Weißt du was, ich gucke mir nie Fotoalben an. Und niemals sind Fotos das Älteste, was man gesehen hat.«

Marleen: »Mh.«

Cristina: »Hä?«

Marleen: »Irgendwie doch.«

Und während von Cristina nichts mehr kommt, schläft

Marleen ein. Eines von hundert Gesprächen zwischen den Schwestern aus der Pomona: Sie finden statt, um andere Gespräche zu verhindern. Das Ziel ist zu schlafen und nicht zu weinen. Das spart Cristina sich auf für den nächsten Tag.

## Markise

Am Sonntag war es gelungen, eine Pumpe aufzutreiben und ein zweites Fahrrad zu leihen. Die Schwestern fuhren aufs Land, wo sie sich auf einer Apfelbaumwiese niederließen, die Früchte schon gut zu sehen, die Stadt Nördlingen in der Ferne wie ein blasser Kupferstich. Cristina behauptete nun, dass sie sich erinnere, aber nicht an das Bild vor dem Reihenhaus, sondern an die Situation selbst; der Architekt aus Düsseldorf habe die Kamera bedient. Vielleicht sei dies sogar ihre erste Erinnerung, oder ihre älteste, falls Marleen dies gemeint habe.

Marleen wusste nicht mehr, was sie in der Nacht zuvor gemeint hatte, aber sie nutzte die Gelegenheit, mit Cristina einzutauchen in jene Zeit, in der zwei Autos vor der Tür gestanden hatten, die Kinderrotte allgegenwärtig, die Kommunion noch fern; Johanna die tolldreiste Anführerin; die Geburt des Bruders wie Weihnachten; alle vor dem Fernseher, als Ulrike Meyfarth wie ein Lasso über die Latte setzte: in Farbe, definitiv. Der Wind wehte aus Düsseldorf, Geld und Visionen, man segelte schneller als die anderen. Dann jahrelanges Schweigen über das Wegbleiben des Vaters, »weil es nichts bringt«, wie Johanna beschlossen hatte – mit zwölf –, und der Mama war es recht, oder zumindest schien es so.

Marleen: »Jedenfalls ist er für ... für eine große Sache abgehauen. Nicht für eine andere ...«

Cristina: »Woher willst du das wissen. Denk an die Bilder aus ... Puma, oder wie das hieß.«

Marleen grinst. »Manchmal denk ich, wir waren doch blöd, und wir hätten alle hinterherreisen sollen.«

»Marleen, so ein Quatsch. Das war ... Das ist eine total

durchgedrehte Kommune oder Sekte oder was, alle total fixiert auf diesen Dingsdayogi. Kannst du dir das vorstellen, Mama in orangen Klamotten ...«

Marleen: »Wir alle.«

Cristina: »Da kann man mal sehen, dass die Entfernung von der Kirche ernsthafte Dachschäden anrichtet.«

Marleen: »Wieso, vielleicht hätten wir die ja aufgemischt. Die Sekte wollte nicht unseren Papa, sondern den Medientyp aus der Eins-A-Agentur, seine Promotionideen, seine Kohle – und dann steht die ganze Familie da in Orange und ...«

Cristina: »... wird nicht einmal reingelassen.«

Marleen: »Macht ja nichts. Hätten wir eben vor dem Tor des Aschrams gelagert, hallo rein und hallo raus.«

Cristina: »Und wären jetzt Hippiemädchen ohne Schulbildung ...«

Marleen: »Nee, anders – ich meine, wir hätten Papa einfach nicht damit alleingelassen. Stell dir vor, du gehst in so eine Beten-und-Bumsen-Kommune und stolperst jeden Tag über deine Kinder.«

Cristina: »Und, was wäre dann?«

Marleen: »Dann wäre er zurückgekommen. Glaube ich.«

»Ist er ja«, sagt Cristina, während der stahlblaue Himmel ihr Gesicht eintönt, fein und kalt, die Dunkelheit ihrer Augen umso tiefer. Wenn man aussieht wie eine Madonna, denkt Marleen, ist das Schicksal vorgezeichnet. Cristina, auf dem Rücken liegend, wendet sich zur älteren Schwester, lächelt, das Lächeln misslingt.

»Er ist was?«, fragt Marleen.

Übrig bleibt ein Zucken der Lippen, und dann ist da ein Tränenbach, der herunterrinnt zu Cristinas Ohr und sich für einen Moment auf dem Ohrläppchen sammelt wie gefroren.

Marleen: »Er ist was?«

Es schüttelt die kleine Schwester, und sie wendet sich Mar-



leen zu, die erleichtert feststellt, dass Cristina doch, anders als sie dachte, symmetrisch weint, wie es sich gehört.

»Papa.«

»Ist er nicht!«

Pause im Bericht. Cristina weint. Marleen fährt ihr mit dem kleinen Finger über die Augenbrauen. Cristina schämt sich nicht, wenn sie weint. Das war schon immer so.

Marleen versucht, die Lücke zu füllen, das riesige Luftloch zu stopfen, das sich vor ihr auftut, sie denkt: Papa lebt seit Jahren wieder in Düsseldorf, nur Johanna und Cristina wissen davon, sie besuchen ihn heimlich, sie haben ein zweites Leben. Ich und Mama voll angeschissen; aber Linus, was ist mit Linus? Unwahrscheinlich. Sie denkt: Papa war nur als Medienberater in Poona, vier Wochen wie geplant, ist aber nicht nach Düsseldorf zurückgekehrt, sondern nach München, wo er unter anderem Namen eine Filmproduktion ... Und während Cristina unverständliches Zeug stammelt, spinnst sie die Luftlochgeschichten weiter. Marleen glaubt die Tränen zu riechen und die Äpfel wachsen zu hören. Schließlich beruhigt sich die Schwester und kann es erzählen.

Kaum war Marleen abgereist nach Nördlingen, schellte das Telefon.

»Cristina Schuller«

»Crissy, hier ist der Papa.«

»...«

»Sag mal, ist die Johanna da?«

»Die wohnt hier nicht mehr.«

»Ach ja, sie studiert ...?« (Unangenehm ist es ihm schon.)

»Mama ist einkaufen. Linus kommt erst nachmittags aus der Schule. Marleen macht ein Praktikum in Bayern oder irgendwo.«

»Ich bin in Deutschland, Crissy.«

»Cristina.«

»Cristina.«

Am nächsten Tag nahm Cristina die Bahn zum Kölner Hauptbahnhof, ging zu Fuß zum Friesenplatz und fand in der Venloer Straße das Café wie beschrieben. Am Morgen hatte sie wachgelegen, gar nicht ihre Art, und überlegt, ob sie Mama einweihen sollte, mitnehmen vielleicht. Aber Lore Schuller saß über der Weihnachtsillu für Tschibodosen und wirkte nicht so, als dürfe ein Petrus ihr den Julitag verderben.

Im Gartenbereich eines Sannyasincafés saßen Gäste, ein Tisch war reserviert. Eine schmale Frau mit bronzenem Teint und geübter Entspantheit fing Cristina ab, wies ihr den Stuhl an. Zwei Männer erschienen gleichzeitig. Der jüngere wischte gründlich den Tisch ab, der gar nicht dreckig war, der ältere setzte sich Cristina gegenüber. Er berührte sie nicht; er gab ihr nicht einmal die Hand. Die Frau nahm die Bestellung auf, wobei sie Petrus Schuller mit einem exotischen Namen ansprach. In der folgenden Viertelstunde fand ein lückenhaftes Gespräch statt, nur für Momente unbewacht. Petrus hatte jetzt lange Haare, graue Locken. Er deutete an, dass er den Umzug des Aschrams nach Amerika zwar noch mit vorbereitet habe, aber nicht mehr dabei sein werde.

»Ich habe hier eine Basis ... Nun muss ich doch mal sehen, was mir entgangen ist ... Es ist keineswegs so, dass ich meine Wurzeln vergessen hätte, im Gegenteil, ich weiß jetzt sehr viel besser, woher ich komme ... Vielleicht bin ich gar nicht der Spinner, für den sie mich alle halten ...«

Cristina dachte, er meint in Wirklichkeit uns. Mama. Marleen. Mich. Aber sie fand die Worte nicht, ist abgehauen.

»Du bist abgehauen?«

»Mmh.«

»Einfach so? Was hast du denn gesagt?«

»Ich hab' ...« Cristinas Stimme hört sich an wie Frosch-im-Teich.

»Du hast was?«

»Ich hab' nach der Toilette gefragt. Diese Frau hat mich mit reingenommen, das Klo war im Keller, hinter der Garderobe oder so 'ner Trennwand ging die Treppe runter. Als ich wieder oben war, bin ich zur Vordertür raus, ich hab' mich nicht mal mehr umgesehen.«

Cristina hat sich beruhigt. Marleen ordnet der Schwester das Haar. Sie wartet. Sie wartet eigentlich schon, seit Cristina angekommen ist. Die Jüngere trägt ihre Geheimnisse wie eine Fratze. Sie ist nicht dafür gemacht, etwas zu verbergen.

»Das sind diese Kontrollniks. Die wollten euch nicht unter vier Augen sprechen ...«

»Augen!«

Cristina schüttelt es.

»Dganzzeit hat er dieS ...«

»Cristina, ich versteh' dich nicht.«

»... hat er die bscheurte Sonn ...«

»... die Sonn?«

»Die Sonnenbrille nicht abgenommen. Nicht für einen Moment.«

Tränen über Tränen, das tut der Apfelbaumwiese gut und Cristina auch, die nun ganz weich wird unter Marleens Händen, ein warmer Puschel wie früher. So ein Schwein, denkt Marleen. So ein Schwein.

Die andere Hälfte wird auf der Rückfahrt berichtet, die beiden Fahrräder nebeneinander auf der Landstraße. Am Tag nach Köln hatte sich Cristina auf eine Party selbst eingeladen, die zugleich ein Geburtstag war – Franz-Josefs – und ein weiteres Abiturbesäufnis von Marleens Jahrgang, ein großes, weißes Haus in Meerbusch, die Eltern in der Provence, Nico und Harald abwechselnd am Plattenteller: Bowie, Talking Heads, Police und alle zwei Stunden *Dancing Queen*, aber nur um jene Jungs auf die Palme zu bringen, die am liebsten Holger

Czukay gehört hätten; ein unverschlossener Weinkeller; die Zimmer der fortgezogenen Töchter, drei Betten. Zwischen Mitternacht und Dämmerung ist Cristina alles egal gewesen – oder es kam genau drauf an, schwer zu sagen –, jedenfalls war Wölfi der Erste, der in ihre schwarze Seele blickte und den Augenblick zu nutzen verstand.

»Wölfi!«, ruft Marleen.

»Findste wahrscheinlich voll übel.«

»Kann er's wenigstens inzwischen?«

Das große Gelächter der Schwestern hallte noch lange von der Stadtmauer wider. So ging der Sonntag zu Ende. Am Montagmorgen besichtigte Cristina die Druckerei, eher aus Höflichkeit, bevor sie in Richtung Bahnhof verschwand; am Dienstag gegen Mittag nahm Volpe Marleen beiseite:

»Hören Sie, Fräulein ...«

»... Schuller ...«

»Nein, ich weiß schon ...«

»Mar-leen.«

Volpe grinste, als hätte sie Geneviève gesagt.

»Marleen, es gibt Business in Mailand. Ich hätte gern, dass sich jemand mit mir umschaute und auch mitschreibt. Könnten Sie Ihre Aufgaben hier für drei Tage ruhen lassen? Zum Wochenende sind wir wieder da.«

»Moment«, sagte Marleen.

Sie suchte Steidle, der den Braten schon gerochen hatte und sich in der Pausenklausur der Drucker versteckt hielt, vorgeblich etwas suchend. Er bemühte sich sehr, kein Bedauern zu zeigen; eine gewisse Traurigkeit war ihm in die Augen geschrieben; sehr ungern hörte Marleen ihn bekräftigen, dass sie abkömmlich sei. Wobei sie plötzlich merkte, was sie wollte, nämlich unentbehrlich werden. Aber Volpe zu brüskieren konnte auch nicht richtig sein. Außerdem: Mailand.

»Es ist möglich«, sagte sie zu Volpe, der gerade einem Setzer